Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 7

Artikel: Zur Dichtung Paul Valérys
Autor: Spœrri, Theophil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759693

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 10.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Dichtung Paul Valérys [1])

Von Theophil Spœrri

> « Dieser Apoll riß mich zur höchsten Höhe meiner selbst empor. Was gibt es packenderes als einen Gott, der das Mysterium von sich weist, der seine Macht nicht auf die wirre Erregung unserer Sinne gründet; der seinen Zauber nicht auf das Dunkelste, Weichste, Unheimlichste in uns wirken läßt; der uns zur Einstimmigkeit mit ihm zwingt, ohne daß wir uns aufgeben und beugen müssen; dessen Wunder die Erleuchtung seiner selbst, dessen Tiefe eine wohlausgedachte Perspektive ist? Gibt es ein herrlicheres Zeichen glaubwürdigen und gesetzmäßigen Gebietertums als dies: sich nie hinter einem Schleier verhüllen? Niemals erstand für Dionysos ein freierer, nie ein so makelloser, lichtbewehrter Gegner als dieser Held... »[2]) *Paul Valéry über Leonardo.*

Die reine und klare Mächtigkeit des Geistes, die Valéry in Leonardo verkörpert sah, hat er im Logbuch des Herrn Teste auf die algebraische Formel gebracht: « Mensch, immer emporgereckt auf dem Kap Gedanke, um die Augen aufzureißen, sei es auf die Grenzen der Dinge oder des Sehens. »[3])

Es scheint ein schier aussichtsloser Standort für den lyrischen Dichter zu sein, ein Wagnis für den Rand der Zeiten, da alle andern Möglichkeiten der Poesie schal geworden sind, zumal in einer gläsernen Sprache, die stark zur gedanklichen Prägung neigt und leicht den Mangel an unmittelbarer Wärme durch rhetorische Wirkung zu ersetzen versucht. Nur ein Denken von seltener Spannung und Reinheit, ein Geist von ungebrauchter Frische und Beweglichkeit, nur eine Sprachkunst, die sich nicht scheut, mit abwegigen Wortbedeutungen, gewaltsamen Ellipsen und syntaktischen Brüchen den abgeleierten Tonfall zu überwältigen, die aus unentdeckten Hintergründen neue Klänge und Farben im Worte zu erwecken weiß, kann dieses letzte Wunder zustandebringen. Valérys Kunst lebt in dem beständigen Kampf nach zwei Fronten. Vom « Kap Gedanke » aus sieht er zurück aufs Festland und erschrickt vor der tödlichen Unbeweglichkeit der grausam klar belichteten Landschaft.

---

[1]) Aus dem nächstens im Furcheverlag Berlin erscheinenden *Praeludium zur Poesie.* Einführung in die Deutung des dichterischen Kunstwerks.

[2]) Übersetzung von Max Rychner, *Neue Schweizer Rundschau* (*Wissen und Leben*) 1. Oktober 1924.

[3]) *Herr Teste,* Inselverlag. Seite 107 (übersetzt von M. Rychner).

Wie behalte ich meinen unverrückbaren Standpunkt, ohne der toten Mechanik, ohne der Erstarrung des statischen Daseins, dem Ennui zu verfallen? Das ist die eine Frage.

Vom Kap Gedanke aus beugt er sich vor übers Meer und erschrickt vor der dunklen, verworrenen, unbeherrschbaren Brandung. Wie kann ich bewegt sein und lebendig und voller Kraft, ohne die Ruhe meines Seins, die Klarheit meines Blicks zu verlieren? ist die zweite Frage.

Das Problem der Ruhe und der Bewegung, die Frage nach der vita contemplativa und der vita activa gehören zum Bereich der Philosophie und Ethik. Valéry macht aus ihnen das eigentliche Lebensproblem: Ist es möglich, zugleich zu werden und zu sein, zugleich lebendig sich zu entwickeln und dennoch ewig-unveränderlichen Bestand zu haben? Valéry erlebt diese Frage mit einer solch angstvollen Spannung, mit einer so leidenschaftlich die Lösung herniederzwingenden Sehnsucht, daß diese Angst und diese Sehnsucht in seinen Worten bebt und klingt, und so geschieht es, daß sein Gedanke zum Gesang wird. Die Frage nach der Möglichkeit des Bewegtseins wird besonders im Prosawerk Valérys laut. Die Prosa, die vor allem den unbewegten Tatsachen und der nackten Nützlichkeit dient, ist immer umwittert von der Angst vor dem Ennui und dem Tode. Eupalinos, der Tempelbauer, rettet sich vor dem kalten Erkennen ins Schaffen. Der Architekt kennt die Wonne des schöpferischen Wirkens, das, ohne den festen Boden und die klaren Maße zu verlieren, durch Überwindung aller stofflichen Hemmungen in eine reine Region hinaufdringt, da die Dinge klingend werden, da die Säulen zu singen beginnen, da alles Sein geheimnisvoll in Unendlichkeit und Harmonie sich auflöst. Im Dialog über das Tanzen erleben wir die Wandlung der eisigen Lebensschau in glühend helle Bewegung. So wäre doch der lyrische Schwung die heimliche Triebfeder des Daseins? In der Lyrik droht aber die Gefahr der schlimmen und dunkeln Bewegtheit. Von der Abwehr der toten Konstanz geht Valéry über zur Abwehr des Lebensbetrugs. Es gilt hier die reine Ruhe der Seele zu retten vor dem verführerischen Wirbel des Lebens und der Leidenschaft.

Die Lyrik Valérys strebt von der Welt der Unruhe, des Instinkts, des Unbewußten, des Traums, der dunkeln Triebe, der drängenden Sinnlichkeit, der dämonischen Versuchung hinauf in die Welt der ruhenden Kontemplation, des klaren Schauens, des unbeweglichen Seins, der reinen Form.

Die Sinnbilder seiner Seligkeit sind für den Dichter das Heraufsteigen des Tages (« Aurore »), die vibrierende Helle des Mittags (« Cimetière

marin »), die regungslose Spannung der Säulen (« Cantique des colonnes »), das geduldige Reifen des Baumes (« Palme »). Alle diese in Licht gebadeten Visionen sind durchtränkt von Intellektualität. Es handelt sich aber nie um den Inhalt des Gedachten, sondern um das Denken selber in seinem bewegten Ringen um Klarheit. Und weil es das Denken eines Dichters ist, so ist es immer ein Denken über das Dichten, ein Sichtbarwerden des dichterischen Prozesses. Und weil im Dichten das Leben selber sich verwirklicht, der Geist zu sich selber kommt, so schwingt durch alle intellektuelle und ästhetische Kühle des Verses das Beben einer nach Licht und Harmonie und Ewigkeit dürstenden Seele.

Noch ergreifender sind die Gedichte, in denen der Kampf direkt mit den verwirrenden, dunklen Mächten geführt wird. Die Schlange erscheint als Verführerin; nicht im moralischen Sinn, sondern immer in intellektueller Form, als Trübung des reinen Seins, als das dunkelmächtige Nichtsein, als der verwirrende Kreislauf des Werdens. In mythologisch-kosmogonischer Form wird in den großen Gedichten der Sündenfall dargestellt (« La jeune Parque », « La Pythie », « Ebauche d'un Serpent »).[1]) In den kleineren Gedichten erscheint der Konflikt mit den Mächten des Unbewußten als lyrischer Vorgang. Aus der Abwehr des Instinkts erwächst hier die Bewegtheit der Seele in unberührter Frische und Schönheit. Die drei Gedichte: « Intérieur », « Les Pas », « La Dormeuse » – zu den seltenen Liebesliedern Valérys gehörend – stellen alle den gleichen Gegenstand dar. Eine Frau tritt beunruhigend in den Blickraum des Dichters. Er sucht sie zu bannen dadurch, daß er sie zum reinen Bilde, zum reinen Klang wandelt. Am leichtesten geschieht diese Verwandlung im folgenden Gedicht:

Intérieur

Une esclave aux longs yeux chargés de molles chaînes
Change l'eau de mes fleurs, plonge aux glaces prochaines,
Au lit mystérieux prodigue ses doigts purs;
Elle met une femme au milieu de ces murs,
Qui dans ma rêverie errant avec décence,
Passe entre mes regards sans briser leur absence,
Comme passe le verre au travers du soleil,
Et de la raison pure épargne l'appareil.

Der Dichter schaut der Hantierung eines Mädchens zu, das sein Zimmer ordnet. (« Eine Dienerin untertänigen Blicks macht sich zu schaffen

[1]) Diese Seite des Valéryschen Schaffens ist in geistvoller Weise aufgehellt worden von E. R. Curtius in *Französischer Geist im neuen Europa* (1925).

mit Blumen, Waschtisch und Bett. ») Das Beunruhigende ihrer Gegenwart wird angedeutet: eine Frau in diesen Wänden... Aber sittig wandelt sie durch seinen Traum. Sie gleitet durch seine Blicke ohne ihre Abwesenheit zu brechen, wie Glas durch den Sonnenstrahl geht. Sie läßt den Apparat der reinen Vernunft ungestört.

Die kristallne Form, das physikalische Bild, das vom Feierlichen ins Mechanische hinüberspielende Wort am Schluß machen den Eindruck von Ruhe und Festigkeit. Und doch bebt durch alle Kühle die leise Angst vor der weiblichen Lockung. Im Stilleben vom sinnenden Dichter und der geschäftigen Magd kündigt sich der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit an, der unbewußte Kampf von Sinnlichkeit und Geist.

Bewegter ist das andere Gedicht: « Les Pas ».

Tes pas, enfants de mon silence,
Saintement, lentement placés,
Vers le lit de ma vigilance
Procèdent muets et glacés:

Personne pure, ombre divine,
Qu'ils sont doux, tes pas retenus!
Dieux!... tous les dons que je devine
Viennent à moi sur ces pieds nus!

Si, de tes lèvres avancées,
Tu prépares pour l'apaiser,
A l'habitant de mes pensées.
La nourriture d'un baiser.

Ne hâte pas cet acte tendre,
Douceur d'être et de n'être pas,
Car j'ai vécu de vous attendre,
Et mon cœur n'était que vos pas.

Wachend ruht er auf seinem Bett. Schritte nähern sich. Unendliche Erwartung. Er möchte, daß die Wonne dieses Zustandes noch anhielte, daß dieses selige Wachsein nicht in der Weichheit der Umarmung unterginge. Denn nichts ist süßer als dieses Schweben zwischen Sein und Nichtsein. Leben ist nichts anderes als Erwartung des Liebenden, und das Pochen des Herzens ist das Echo der nahenden Schritte.

Eigentümlich schweigende Kühle ist die Atmosphäre dieses Gedichtes, vertieft durch die fern andeutende Redeweise – l'habitant de mes pensées... der sinnliche Leib, dem der Kuß zugedacht ist, wohnt wie in einem weiten geistigen Atemraum. Naht sich wirklich die Erwartete, oder sind die Schritte nur der in der Stille hallende Herzschlag... tes pas, enfants de mon silence? Wer kommt? – Personne pure, ombre divine... Ein ersehntes Weib? Ein göttliches Wesen? Erfüllung des

Lebens? Dieux!... tous les dons que je devine... Wie die Strophe des Kusses voll ist von Lippenlauten, so diese Strophe von süßen D-schlägen: divine, doux, Dieux, dons, devine...

Es gibt wohl wenig Gedichte, die so vollkommen die Reinheit des inneren Bewegtseins bewahrt haben. Es ist dem Nachtlied: Der du von dem Himmel bist... verwandt. Nur viel französischer, bewußter, greifbarer, weniger drängend, ja vielmehr die Erfüllung hinauszögernd, damit nicht im Genuß erlösche die selige Bewußtheit der Erwartung. Ähnlich schließt Michelangelos Gedicht an die Verbannten:

Und mindres Glück ist für den Liebenden
Genusses Fülle, die den Wunsch erstickt,
Als Elend, das der Hoffnung Fülle birgt.
(... Chè degli amanti è men felice stato
Quello, ove 'l gran desir gran copia affrena
C'una miseria di speranza piena.)

Nun das berühmte Sonett:

La Dormeuse

Quels secrets dans son cœur brûle ma jeune amie,
Ame par le doux masque aspirant une fleur?
De quels vains aliments sa naïve chaleur
Fait ce rayonnement d'une femme endormie?

Souffle, songes, silence, invincible accalmie,
Tu triomphes, ô paix plus puissante qu'un pleur,
Quand de ce plein sommeil l'onde grave et l'ampleur
Conspirent sur le sein d'une telle ennemie.

Dormeuse, amas doré d'ombres et d'abandons,
Ton repos redoutable est chargé de tels dons,
O biche avec langueur longue auprès d'une grappe,

Que malgré l'âme absente, occupée aux enfers,
Ta forme au ventre pur qu'un bras fluide drape,
Veille; ta forme veille, et mes yeux sont ouverts.

Die Schläferin

Welches Geheimnis, da in der jungen Freundin glüht vor sich hin,
Seele, die einer Blume Duft durch die sanfteste Maske genießt?
Aus was für nichtiger Nahrung erschließt
ihre arglose Wärme das Schimmern der Schläferin?

Atem, Traum, Schweigen –, unbezwingliche Stille, drin
du den Sieg hast, Friede, der stärker als Weinen fließt,
wenn der volle Schlaf, der sich ernsthaft und breit ergießt,
einer solchen Feindin bewältigt den Eigensinn.

Schläferin; Hingabe, Schatten und Goldes ein Hauf, –
aber dein furchtbares Ruhn tut so große Begabungen auf,
langhin, o Hindin, bei einer Traube gestreckte,

daß, wird die Seele, dir fern, auch im Hades betroffen,
doch deine lautere Form, die ein Arm wie im Fließen verdeckte,
wacht; sie wacht deine Form, und meine Augen sind offen.[1])

[1]) Übersetzung von Rainer Maria Rilke: *Wissen und Leben* (*Neue Schweizer Rundschau*), 1. Oktober 1924.

Beunruhigt beugt sich der Dichter über den Abgrund des Unbewußten, den er in seiner Freundin ahnt. Er, der immer Hellbewußte, fragt sich, was für ein Geheimnis in diesem Herzen brennt, das unfaßbar die Ausstrahlungen der schlafenden Frau speist. Der Schlaf hat gesiegt über ihre Unruhe, sogar über ihr Weinen. Aber auch in ihrem Ruhen bleibt sie bedrohlich. Ihr hingegossener Leib lockt ihn aus seiner Klarheit. In der Betrachtung ihrer reinen Form sucht er über den Bann Meister zu werden. In diesem wogenden Kampf zwischen Dunkel und Helle, zwischen Unbewußtem und Bewußtheit, zwischen weiblicher Heimlichkeit und männlicher Klarheit, tönt es wie Siegesfanfare, wenn im letzten Vers, mächtig durch den Rhythmus hervorgehoben, das «Veille; ta forme veille» wiederholt schmettert und dem triumphierenden Beweis seines Wachseins Raum gibt: « et mes yeux sont ouverts. » Aber gleichzeitig wird gerade durch die Intensität dieser Schlußzeile die Spannung des Konflikts erhöht und der Reiz dieses ruhenden Frauenleibes beängstigend verstärkt. Der eigentliche Zauber dieses Gedichtes ist das Klarwerden des Bildes der Schläferin. In der ersten Strophe sind Fragen und Geheimnisse gehäuft. Aus cœur, doux masque, chaleur und rayonnement erwächst kein anschauliches Bild der jungen Freundin. Die zweite Strophe ist ganz eingetaucht in die Bewegung des Schlafens. Souffle, songes, silence... de ce plein sommeil l'onde grave et l'ampleur... In der dritten Strophe beginnt die Bildwerdung, zuerst in einem wunderbar klangdurchtränkten, den liegenden Frauenleib nur dunkel andeutenden Vers:

Dormeuse, amas doré d'ombres et d'abandons...
Schläferin, goldiger Haufen von Schatten und Lässigkeiten...

Dann auf einmal mit betonter Sichtbarkeit, als Stilleben, der Frauenleib auf eine geometrische Formel gebracht:

longue auprès d'une grappe
langgestreckte, zur Traube anschwellende...

Endlich die reine Form, ein Bild von lauterer Schönheit, Tizians liegende Venus:

Ta forme au ventre pur qu'un bras fluide drape
Deine Gestalt mit dem Leib reingerundet, den ein Arm fließend umsäumt...

Dieses beseligende Reinerwerden des Bildes ist das Symptom von der inneren Klärung, die im sieghaften, doch immer bedrohten Wachsein ihren letzten Ausdruck findet.

Im Zentrum der Valéryschen Dichtung steht das große mythologische Gedicht, sein Schicksalslied, dem seine erste und letzte Mühe galt, das Schicksalslied jedes Dichters, der « Narcisse ». Hier sammeln sich alle tieferen Motive seines Dichtens, hier wird der innerste Sinn, die tiefste Not seines Dichtens, alles Dichtens laut.

Jene Kampfstellung auf zwei Fronten, jene Abwehr des Ennui und des Désir, der Vereisung und der Brunst, aus der in der Mitte die seelische Schwingung und lyrische Form in süßester, herbster Reinheit erwächst, ist nichts anderes als ein Ringen um sein Ich, ein Kreisen um sich selber, ein helles Vibrieren des Selbstbewußtseins, ein unendliches Verweilen im Genuß der Eigenbewegtheit, allerdings eine Bewegung ohne Richtung, eine Sehnsucht ohne Erlösung, eine Erwartung ohne Erfüllung, denn er will nicht von sich weggeführt sein, er will keine Erlösung von seinem eigenen Wesen, er erwartet niemand anders als sich selber, er sucht keine andere Erfüllung als die Fülle seiner selbst, eben diese Selbstgenüge, die macht, daß das Ich in sich selber Gott wird. Das ist die Seligkeit und heimliche Verzweiflung aller Kunst. Sie heißt mit einem Namen: Narziß.

Kein Gedicht hat in größerer Reinheit, in solch griechischer Vollendung wie der Narziß Valérys die Wonne und Qual des Alleinseins mit sich selber, des Vollendetseins in sich selber gesungen.

Narziß über sein Spiegelbild gebeugt beschwört mit leis abwehrenden Gebärden die Nymphen. Sie sollen seine Selbstbetrachtung nicht stören, den flüssigen Spiegel nicht trüben...

Nymphes! si vous m'aimez, il faut toujours dormir!...
Votre sommeil importe à mon enchantement,
Il craint jusqu'au frisson d'une plume qui plonge...

Die Ruhe des Abends, die er in so flüssig klarer Melodie besingt, scheint ihn ganz aufzusaugen, aber er entzieht sich, er ist verzehrt von Sehnsucht nach seinem Bild. Im letzten Schimmer des Tages sieht er seine Spiegelung wie die Gestalt eines Geliebten

...un fiancé,
Nu, sur la place pâle où m'attire l'eau triste,
Délicieux démon désirable et glacé!...
Jusqu'à ce temps charmant je m'étais inconnu,
Et je ne savais pas me chérir et me joindre!
Mais te voir, cher esclave, obéir à la moindre
Des ombres dans mon cœur...

J'y trouve un tel trésor d'impuissance et d'orgueil,
Que nulle vierge enfant échappée au satyre,...
Nulle des nymphes, nulle amie, ne m'attire
Comme tu fais sur l'onde, inépuisable Moi!...

Seiner Liebe zu sich selber wird Narziß gewisser, indem er dem Taumel und Trug der fremden Liebe, die sich paart, zuschaut. Mitten im ewig unveränderlichen Schauspiel der reinen Natur, das sich im einsamen Brunnen widerspiegelt (wie das Sinnbild der ruhenden Betrachtung des Dichters ist diese klare Wasserfläche), bricht der Sturm der dunkleren Liebe los:

...Quand le feuillage épars
Tremble, commence à fuir, pleure de toutes parts,
Tu vois du sombre amour s'y mêler la tourmente...

Nach dem ersten Taumel folgt die Enttäuschung, und alles ist bitter geworden:

Hélas? la rose même est amère dans l'air...
Moins amers les parfums des suprêmes fumées
Qu'abandonnent au vent les feuilles consumées!...

Aber er, Narziß, weiß nichts von diesem Sichhingeben, Sichverlieren an einen andern...

Mais moi, Narcisse aimé, je ne suis curieux
Que de ma seule essence...

Doch das Glück dieser unvergänglichen Gegenwärtigkeit ist zugleich das Leid des Nie-zu-sich-selber-Kommens. Wie ihm das bewußt wird, bricht seine Verzweiflung aus. Seine Liebe wird Raserei.

J'aime... J'aime!... Et qui donc peut aimer autre chose
Que soi-même?...
Toi seul, ô mon corps, mon cher corps,
Je t'aime, unique objet qui me défends des morts!

Im Fiebertraum sieht er sein Sehnen erfüllt, er verliert die Besinnung, will sein eigenes Bild küssen, ein Schauer fasst ihn an, zerschmettert ihn und verweht...

Hélas! corps misérable, il est temps de s'unir...
Penche-toi... Baise-toi. Tremble de tout ton être!
L'insaisissable amour que tu me vins promettre
Passe, et dans un frisson, brise Narcisse, et fuit...

Valérys Traum ist, vor seinem Tod den Narcisse noch zu vollenden. Er ist schon vollendet. Der sich selbst vernichtende Narziß ist das letzte Wort der Lyrik. Zum gleichen Ende kommt Werther, der romantische Bruder des Narziß. An diesem äußersten Rand der Poesie treffen der dionysische und der apollinische Dichter wieder zusammen. Wer die Gewalten seiner Seele auf sich selbst zurückwendet, der fühlt sich zu-

erst von ihnen erhoben, und er glaubt, ein Gott zu sein, dann aber zerreißen sie ihn, denn kein Ich ist stark genug, in seiner träumenden Einsamkeit die ganze Fülle des Lebens zu fassen.

So bleibt das Lebensproblem bei Valéry ungelöst. Aber das macht des Dichters Größe, daß er bis zu der Ungelöstheit durchdringt, die nur noch *eine* Lösung offen läßt: die Lösung, die von jenseits des Dichterischen, jenseits des Menschlichen herkommt.